

gelischen Glauben gekommen war, fand, wie er, in Bern seine zweite Heimat: Josias Rappenstein, von Beruf „schärer“. Am 24. November 1559 erhielt er das Niederlassungsrecht in Bern als Hintersäß. Ein Jahr später ist er Stubengenosse (Mitglied einer Zunftstube) der Zunftgesellschaft von der Obergerberen, wie auch sein Vater Andreas schon früher Stubengenosse gewesen war. Und als am 15. Juli 1579 dem Josias gestattet wurde, sich „als ein Bürger“ in Bern festzusetzen, da fand diese Erlaubnis ihre Begründung gerade darin, „diewyl sin Vatter sälig alhie ein Bürger gewesen, auch die stuben (Zunftmitgliedschaft) alhie erhalten“ habe und „ampts wegen allein“ aus der Stadt gezogen sei <sup>155</sup>.

Einst hatte Andreas Rappenstein in Luzern die Rolle des Christus gespielt. Was es aber bedeutete, für Christus zu leben, das hat er oft schwer genug erfahren. Lassen wir ihm selber das Schlußwort:

„Geb uns allen miteinandern Gott, diewyl wir uns ob im und siner warheyt erkempffent, das wir anhebendt absterben allem dem, das nitt Gottes und ewiger fröud bestendig sig ... Es soll ouch unser gantz leben ein liecht der menschen sin, wölches doch mit hinzu den weltkinden verborgen“ <sup>156</sup>.

---

## LITERATUR.

### Die Veröffentlichungen des Zwingli-Verlags zur Reformationsgeschichte.

Die uns seit manchen Jahren schon vorgelegten Werke des Zwingli-Verlags tragen einen so eigenen Charakter, daß wir es für gerechtfertigt halten, sie hier unter dem Namen des Verlags anstatt unter persönlichen oder sachlichen Stichworten zu besprechen. Wenn sich ein Zürcher Verlagsunternehmen nicht den Namen des Begründers oder Inhabers, wie Schultheß & Co., Orell Füßli, Rascher oder eine allegorische Bezeichnung wie Atlantis-Verlag gibt, sondern den Namen einer für die Geistesgeschichte Zürichs so grundlegenden geschichtlichen Gestalt wie derjenigen Zwinglis beilegt, dann bedeutet das ein Programm und eine Verpflichtung. Wir dürfen heute zum vorneherein sagen, daß der Verlag diese bis jetzt in schönster Weise eingelöst hat.

An erster Stelle stehen für uns natürlich die Bändchen:

**Zwingli Hauptschriften**, bearbeitet von Professor Dr. Fritz Blanke, Professor Dr. Oskar Farner, Pfarrer Dr. Rudolf Pfister.

---

<sup>155</sup> Mitteilung des Staatsarch. Bern. — Josias (irrtümlich offenbar auch Joseph genannt) als Zunftgenosse zu Obergerberen siehe: Berner Taschenbuch 1863, S. 107.

<sup>156</sup> A.R. Dialogus 6. Tag.

1. **Zwingli, der Prediger**, I. Teil, bearbeitet von Dr. theol. Oskar Farner. 1940, VII + 302 S.
2. **Zwingli, der Prediger**, II. Teil, bearbeitet von Dr. theol. Oskar Farner. 1941, 256 S.
7. **Zwingli, der Staatsmann**, bearbeitet von Dr. theol. Rudolf Pfister. 1942, VIII + 269 S.
9. **Zwingli, der Theologe**, I. Teil, Kommentar Huldrych Zwinglis über die wahre und falsche Religion, übersetzt und erläutert von Dr. theol. Fritz Blanke. 1941, IX + 189 S.

So sehr wir auf der einen Seite wünschen, daß möglichst viele Freunde Zwinglis die Schriften des Reformators im unveränderten Urtext in der kritisch-wissenschaftlichen großen Ausgabe im Rahmen des Corpus Reformatorum, in „Huldreich Zwinglis Sämtlichen Werken, unter Mitwirkung des Zwinglivereins herausgegeben von Emil Egli, Georg Finsler, Walther Köhler, Oskar Farner, Fritz Blanke, Leonhard von Muralt, Leipzig, Verlag M. Heinsius Nachfolger“ lesen möchten, so glauben wir doch auf der anderen Seite dem Bedürfnis nach einer kleineren, handlichen und leichter lesbaren, wie auch eher erschwinglicheren Auswahl-Ausgabe volles Verständnis entgegenbringen zu dürfen. Eine solche Auswahl-Ausgabe kann auf verschiedene Weise durchgeführt werden. Immer noch steht auf manchem Büchergestell eines theologischen oder historischen Studierzimmers die sogenannte Ausgabe des Kirchenrates, die versucht hatte, in einem Bande den Inhalt der Hauptschriften Zwinglis zusammenzufassen, indem sie innerhalb der von ihr aufgenommenen Schriften Kürzungen vornahm. Sie bot auch von den deutschen wie von den lateinischen Schriften eine neuhochdeutsche Übersetzung. Ähnlich war auch die Lutherausgabe von Georg Buchwald: Luthers Werke für das christliche Haus, 8 Bände und 2 Ergänzungsbände, herausgegeben von Otto Scheel, Braunschweig und Berlin 1905, an diese Aufgabe herangegangen. Anders dagegen Otto Clemen: „Luthers Werke in Auswahl“, Bände 1–4, zuerst Bonn 1912–1914 (sogenannte Bonner Ausgabe), später 8 Bände im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1927 ff., der die von ihm herausgegebenen Hauptschriften Luthers im deutschen oder lateinischen Originaltext, also in wissenschaftlich-kritisch getreuer Form wiedergibt. Der Weg der neuhochdeutschen Übersetzung konnte eben nie ganz befriedigen. Die deutsche Sprache der Reformatoren ist so lebendig und zugleich ja der Anfang unserer deutschen Schriftsprache, auch wenn bei Zwingli noch viele mittelhochdeutsche Nachklänge vorhanden sind, daß nach kurzer Zeit jedem gebildeten Leser zugemutet werden kann, sie im originalen Wortlaut zu verstehen. Wenn nun die Clemen'sche Lutherausgabe auf den Urtext zurückgriff, so wollte sie damit nicht nur eine Auswahl aus Luthers großem Schrifttum bieten, sondern zugleich auch als Handwerkszeug der Wissenschaft dienen, da die große Weimarer Lutherausgabe, auf 89 Bände berechnet, wirklich viel zu groß ist, um von Pfarrern oder Historikern, die sich nicht Luther zum ganz besonderen Forschungsgegenstand gewählt haben, angeschafft werden zu können.

Die Ausgabe des Zwingli-Verlages mußte zuerst dem allgemeineren Bedürfnis dienen. Sie löst die Aufgabe so, daß sie zwar den Lautstand des Zwinglideutsch wiedergibt, durch orthographische Vereinfachungen aber die Lektüre erleichtert. Die Wiedergabe ist trotzdem so getreu, daß ich es verantworten könnte, die Bändchen in einem historischen Seminar zu verwenden, wogegen natürlich in wissenschaftlichen Abhandlungen die kritische Ausgabe des Corpus Reformatorum zitiert werden muß. Die lateinischen Schriften Zwinglis werden in der Auswahl-Ausgabe

in Übersetzung gegeben, aber auf verschiedene Weise: Unter den Predigten Zwinglis, die den Inhalt der beiden ersten Bändchen bilden, ist die letzte, die „Predigt über die Vorschung“, lateinisch niedergeschrieben worden. Sie wird nun in der von Leo Jud bereits im Frühjahr 1531 herausgegebenen deutschen Übersetzung, also in der gleichen Sprache wie die deutschen Zwinglischriften vorgelegt. Dagegen wird der von Zwingli ebenfalls lateinisch geschriebene „Kommentar über die wahre und falsche Religion“ in völlig neuer Übersetzung aus der Feder von Fritz Blanke geboten. Auch hier hätte eine Übersetzung Leo Juds zur Verfügung gestanden, da sie aber, wie Blanke in seiner Einleitung erläutert, „für unser heutiges Empfinden recht frei“ ist und einige Stücke ausläßt, ist es sehr zu begrüßen, daß sich die Herausgeber und besonders der unermüdliche Übersetzer entschlossen haben, eine neue und damit zugleich die erste vollständige deutsche Übersetzung dieser theologischen Hauptschrift Zwinglis zu bieten. So lassen sich durchaus zwei verschiedene Methoden bei der Wiedergabe lateinischer Schriften je nach den vorhandenen Möglichkeiten rechtfertigen.

Der Plan dieser Zwingliausgabe sieht eine gewisse sachliche Gruppierung vor, offenbar um verschiedenen Interessen der Leser entgegenzukommen. Da die Schriften Zwinglis keineswegs nur historischen Wert haben, sondern da sie auch dem heutigen Leben etwas zu sagen haben, ist diese Anordnung durchaus zu begrüßen. Eine streng systematische Geschlossenheit ist zwar nicht zu erreichen und wäre auch eher pedantisch, da Zwingli selber seine Gedanken fast immer nur bei besonderen Gelegenheiten geäußert hat, auch finden sich natürlich etwa in seinen theologischen Hauptschriften wichtige Mitteilungen über den Staat, über die Schriftauslegung, über das Pfarramt usw. In einer ersten Gruppe wird uns „Zwingli, der Prediger“ nahegebracht. Die beiden vorgesehenen Bändchen, bearbeitet von Oskar Farner, sind erschienen. Der Leser findet in ihnen zwar nicht die auf der Kanzel gehaltenen Predigten Zwinglis wörtlich wieder, da der Reformator sie nicht aufgeschrieben hatte, sondern eigentlich aus den Predigten hervorgegangene Abhandlungen unter bestimmten sachlichen Fragestellungen. Sehr glücklich hat der Herausgeber an Stelle der uns immer etwas altertümlich und nie sofort verständlichen Originaltiteln — die selbstverständlich aber im Texte genau abgedruckt sind — knappe moderne Titel gegeben: „I. Fastenpredigt. II. Schriftpredigt. III. Marienpredigt. IV. Predigt über das Pfarramt („Der Hirt. Wie man die waren christlichen Hirten und widrumb die valschen erkennen, ouch wie man sich mit inen halten solle, durch Huldrychen Zwingli beschriben im 1524. Jar“). V. Anleitung für Prediger (die bekannte „Eine kurzte und christenliche Inleitung“), im zweiten Band dann: „I. Kriegspredigt (in der kritischen Zwingliausgabe nicht veröffentlicht). II. Credo-Predigt (die erste in Bern 1528 gehaltene Predigt). III. Predigt über die Standhaftigkeit. IV. Predigt über die Vorschung.“ Die „Kriegspredigt“ ist ein besonderes Stück, nämlich die Nachschrift eines Unbekannten, der Zwingli am 5. März 1525 predigen hörte und einen so starken Eindruck davon empfing, daß er „ganz und gar seiner Meinung wurde“. Mit größter Spannung lesen wir gerade heute in der Zeit gewaltigster weltgeschichtlicher Ereignisse diese Predigt Zwinglis zur politischen Lage Zürichs und der Eidgenossenschaft. Sie ist einerseits von hoher geschichtlicher Warte aus gehalten. Gott habe die Eidgenossenschaft aufkommen und groß werden lassen, „damitt das aller uppiger Adel sähe, daß Gott das Unrecht in die Lenge nit lasse ungerochen“. „Zum funften zeigt er an, daß unser fromen Vorderen sölher Fryheit und Gnad Gottes so fro sind gewesen, daß sy gar ein gotzfürchtig, fromm, christenlich Leben gefürt habend und dem Rechten sölechen Schutz geben, daß ouch

ire Vyend hand müssen von inen reden: sy syend ein fromm, Recht liebhabend Volk.“ „So nun unser Vorderen die Fromkeit und Unschuld an inen gehept haben, so sye es gewuß, daß ir Handlung von Got sye; darum syend sy ouch unüberwunden bliben von allen Fürsten und Herren, alle die Wyl sy so unverletzlich und unschuldiklich lebtdend.“ ... „wellend wir unserer Vorderen Fryheit und Er behalten, so müssend wir ouch unserer Vorderen Unschuld an uns haben.“ Nun habe aber ein neuer Adel neues Verderben in die Eidgenossenschaft gebracht, nämlich die Pensionennehmer und die Hauptleute: „Einer sye oberhalb guldin und unden sidin, der ander unterhalb guldin und obnen sidin, und sye alles mitt so vil gehownen Löcheren verfensteret, daß ein Spott ist, daß man's vor den Ougen lasse herumb gan.“ Zwingli habe dann die Französische Vereinigung scharf verurteilt und ein allgemeines Verbot der Pensionen und des Reislaufs gefordert. „Ja, sprach er, ich sag's ouch gwuß: Kerend ir nit allen Flis an, daß das Übel gestraft werd, so wirt ouch Got mitt dem Schuldigen straffen. Dann Got laßt sölichen Mütwillen und Hindergang (Hintergehung, Betrug) des gmeinen frommen Mans nit ungerochen, und alle die Wyl das Übel nit gebesseret wirt, so hört Got nit uf ze straffen, sunder er gryft ouch die Lawen (Lauen, Unentschiedenen) an, die nit mit aller Kraft helffen wellend das Übel vertriben und verbannen.“ Zwingli lehrte nun, man sollte eigentlich die Pensionennehmer und Hauptleute entfernen, zeigten sie aber Reue und wären sie bereit, den Witwen und Waisen zu helfen, dann solle man sie in Ruhe lassen. Zwingli treibt, wie daraus für uns zu erkennen ist, keine Partei- und Rachepolitik gegen die Pensionenherren, sondern hinter seinem Kampf gegen sie steht größer und stärker der Gedanke der Erneuerung der Schweiz, die sich mehr und mehr von Gott führen lassen soll.

Von den im Plane vorgesehenen weiteren Bänden 3 bis 5, die „Zwingli, den Schriftausleger“ enthalten sollen, und Band 6, „Der Neubegründer des Pfarramtes und des Gottesdienstes“, ist noch keiner erschienen. Dagegen liegt der 7. Band, „Zwingli, der Staatsmann“, bearbeitet von Rudolf Pfister, vor. Er enthält die beiden Ermahnungen an die Eidgenossen von 1522 und 1524, die den Gedanken der „Kriegspredigt“, die Ablehnung der Fremddienste vorwegnahmen, dann vor allem die Schrift „Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“, die wie keine andere des schweizerischen Reformators, ja der Reformationszeit überhaupt, das Problem des Staates, der Gerechtigkeit, der Ordnung des Reiches Gottes und der Ordnung in dieser Welt behandelt und klärt. Gerade sie sollte von allen denen gelesen und aufgenommen werden, die als Christen in einer so unchristlichen Welt leben und sich zurechtfinden wollen. Die Schrift wird hinsichtlich der sozialen Probleme zur Zeit Zwinglis durch diejenige „Über die wahren Auführer“ wesentlich ergänzt. Schließlich zeigt der „Ratschlag zu einem Feldzug“, wie Zwingli selber als Staatsmann entschlossen war, zum Schwert zu greifen, wenn die Not des Vaterlandes und die Sache der Reformation dies erfordern würde. Der Band „Zwingli, der Staatsmann“ ist ein geschlossenes Ganzes für sich. Da die Bände einzeln käuflich sind, wäre es sehr zu wünschen, wenn recht viele danach greifen würden, Staatsmänner und Politiker der Gegenwart, besonders eben auch Laien, und dadurch in ihnen der Wunsch lebendig würde, immer tiefer in das gesamte Denken des Reformators einzudringen.

Als Band 8 ist geplant: „Zwingli, der Erzieher.“ Wenn darin bald wieder einmal das reizende und so lebendige Lehrbüchlein vorliegt, dann wird Zwingli auch wieder unter den Lehrern ein häufiger gelesener Berater sein.

Von der großen, auf vier Bände berechneten Gruppe: „Zwingli, der Theologe“, liegt der erste Teil vor, der von Fritz Blanke übersetzte Kommentar über die

wahre und falsche Religion. Dieser Band darf wohl als das erfreulichste Wagnis der neuen Zwingliausgabe bezeichnet werden. Im Kommentar enthüllt sich am deutlichsten die Denkweise Zwinglis, der nicht nur seinem Zürcher Volk lebendig und anschaulich predigen konnte, sondern der auch für die Gelehrten und die Gebildeten seiner Zeit, für die Humanisten, schreiben wollte, um gerade ihnen die evangelischen Gottesgedanken nahe zu bringen. Zwingli verkündigt im „Kommentar“ die reformatorische Botschaft in religionsphilosophischer Form. Dadurch mutet er eigentlich modern an. Wir möchten hoffen, daß er gerade durch die klare und moderne Übersetzung manchen Lesern der Gegenwart näher komme. Es wäre sehr zu wünschen, wenn es dem Verlage gelingen würde, bald den zweiten Teil des „Kommentars“ vorzulegen, damit auch hier ein Ganzes erreicht wäre. Die unmittelbare reformatorische Verkündigung Zwinglis, diejenige Schrift, wo wir am nächsten an ihn herankommen und sein Wirken und Denken in Zürich erfassen können, ist dann doch wohl die Auslegung der 67 Schlußreden, deren Ausgabe ebenfalls in dieser Gruppe geplant ist und eigentlich unentbehrlich ist. Der Prediger und der Staatsmann interessieren vielleicht unmittelbarer als der Theologe in seinen ausführlichen Darlegungen, und doch sind diese die Grundlage für alles andere. Die Auslegung der 67 Schlußreden sollte eigentlich jeder, der wirklich in Zwingli eindringen will, zuerst lesen, sie bilden das Fundament des Glaubens und Lebens des Reformators.

Band 13 soll uns „Zwingli als Dichter, Musiker und Bibelübersetzer“ zeigen, Band 14 ein Register und einen Lebensabriß von Zwingli bieten. Es wäre sehr erfreulich, wenn dieser Plan zu Ende geführt werden könnte und dadurch Zwingli in jeder guten Hausbibliothek zu finden wäre. Die äußere Ausstattung der Bändchen ist überaus glücklich und gefällig. Die kleinen Leinenbände lassen sich in die Tasche nehmen, können manchen Freund Zwinglis in die Ferien begleiten, bilden wirklich einen Bestandteil einer guten Handbibliothek. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß sie ausgezeichnet illustriert sind.

**Gott ist Meister**, Zwingli-Worte für unsere Zeit, ausgewählt von Dr. theol. Oskar Farner. 1940, 59 S.

Die Sammlung ist unübertrefflich. So sehr gewiß Zwinglis Worte in ihren Zusammenhang hineingehören, so großartig stehen sie wie römische Inschriften auf Marmor vor uns. Wie liest denn ein Schweizer im fünften Jahr des Aktivdienstes die Stelle: „Wie ein Houptman sin soll. Vor allen Dingen sol er gotzförchtig sin. Er sol nit eigennützig sin. Truwen (Vertrauen) by den Knechten ist der höchst Schatz, den er haben mag“, Zwingli sagt noch mehr, aber man greife zu dem Bändchen selber.

Wer Zwingli und die schweizerische Reformationsgeschichte schon kennt, wird natürlich gerne seine Kenntnisse durch die Quellen, also vor allem durch die Lektüre der Schriften Zwinglis, vertiefen. Wer sich aber zuerst in Personen und Ereignisse hineinleben muß, verlangt nach einer Darstellung. Eine solche hat der Zwingli-Verlag in höchst origineller Form vorgelegt:

**Die große Wende in Zürich**, Otto Münchs Zwingli-Türe am Großmünster, erläutert von Prof. Dr. Oskar Farner und Prof. Dr. Hans Hoffmann, Aufnahmen von Ernst Winizki. Zürich 1941, 164 S., 76 ganzseitige Tiefdrucktafeln.

Der Untertitel könnte fast irreführen. Farner erläutert nicht nur die Bilder dieses Bandes, die uns die einzelnen Felder und Detailaufnahmen der prachtvollen Türe geben, er erzählt vielmehr eine eigentliche Geschichte des Lebens

Zwinglis und der Reformation in Zürich und der Schweiz, die durchaus als solche, abgesehen von den Bildern, gelesen werden könnte und gerade auch deshalb hier besonders begrüßt werden soll; denn wir besitzen keine fesselnd geschriebene und für jeden Freund Zwinglis und der Reformation zugängliche Geschichte dieser Epoche.

Das konkrete Leben der Reformationszeit zieht in ungemein plastischen Bildern an uns vorüber, die Bilder der Großmünster-Türe werden gleichsam zu lebenden Bildern. Ganz unmittelbar sind wir mitten in den Menschen und Ereignissen drin. Das Leben und Wirken Zwinglis, seine Persönlichkeit, sein frohes und ernstes, sein frisches und tapferes Wesen wird uns nahe gebracht. Wir sind bei ihm im Studierzimmer, hören ihn im Großmünster, reiten mit ihm nach Bern, nach Marburg und zuletzt den schwersten Ritt nach Kappel. Wir erleben aber auch — und das scheint mir das Gewinnendste des ganzen Buches zu sein — den innern Kampf des Geistes, den guten Kampf des Glaubens mit, für den ja all dies Leben da war. Auch dieses ganz unmittelbar, ohne theologisch tönende Lehrsätze und Unterscheidungen, doch durch und durch reformatorisch und damit doch theologisch, aber eben so, wie es auch bei Zwingli selber war, für jeden zu hören und zu verstehen, der guten Willens ist und seine Ohren und Augen nicht verschließt. Durch das Ganze hindurch geht unmerklich ein Leitfaden evangelischen Glaubens und Lebens. Zum dritten erkennt jeder Freund und Kenner der Reformationsgeschichte, daß hier nicht nur einer erzählt und den lebendigen Glauben lehrt, der erzählen und lehren kann, sondern einer, der die Dinge und die Persönlichkeiten, die Gedanken und Probleme der Reformationszeit nach den erhaltenen Zeugnissen und Quellen aufs genaueste kennt und letztere sorgfältig ausgeschöpft hat, ja der hier in der ansprechenden und frischen Form des unmittelbaren Erzählens, wie es selten eben ein zünftiger Historiker kann, Ergebnisse der allgemeinen wie seiner eigenen Forschungsarbeit vorlegt, wie es etwa die Kapitel über den jungen Zwingli, über die Stammheimer Blutzengen, ganz besonders über die Zürcher Bibel verraten — letzteres läßt die Bearbeitung der exegetischen Schriften Zwinglis durch Oskar Farner deutlich erkennen.

Dem kritischen Historiker mag es erlaubt sein, da und dort die Akzente etwas anders zu legen, als es der Verfasser tut. Die Ereignisse des ersten Kappelerkrieges werden unter dem Titel: „Gefährlicher Friede“ geschildert, ein Friede, der durch die persönliche Vermittlung des Glarner Landammans Aebly vor Ausbruch der Feindseligkeiten zustande gekommen war. Mir scheint dabei die briefliche Intervention Berns der eigentlich maßgebende Faktor gewesen zu sein, die den Zürchern erklärte, sie könnten auf keinen Fall mit der Hilfe Berns rechnen, wenn sie angreifen würden. Dann erzählt Farner den Verständigungsversuch mit Luther, die Reise Zwinglis nach Marburg und das dortige Religionsgespräch unter dem Titel: „Ein gescheiterter Plan“, und schließt Seite 108: „Ein Herzenswunsch, für den er von Marburg Erfüllung gehofft, ist unserm Zwingli zerbrochen: es wird nichts aus seinen Plänen, alle Evangelischen von der Nordsee bis nach Italien zu einem starken Bund wider den Papst und Habsburg zusammenschweißen. Nur eine Frucht ist ihm in diesen Tagen gereift: der Abschluß eines Burgrechtes zwischen Hessen und Zürich und herzinnige Freundschaft mit dem Landgrafen auf Schloß Marburg.“ Ich würde hier die Frage anschließen, ob es nicht gut war für die Schweiz, daß dieser große konfessionelle Bund mit den deutschen protestantischen Mächten nicht zustande gekommen war. Die Schweiz wäre in unabhsehbare Kämpfe hineingerissen worden, die doch wohl ihre Existenz in Frage gestellt hätten. Auch möchte ich erwägen, daß ja bei aller Übereinstimmung in

den Grundfragen des evangelischen Glaubens zwischen dem großen deutschen Reformator und dem großen Schweizer doch zwischen der deutschen und der schweizerischen Reformation sehr tiefgreifende Unterschiede bestanden, die mit den politischen und sozialen Zuständen zusammenhingen. Die lutherische Kirche wurde Sache des Fürstenstaates, stark autoritativ orientiert, kaum wirklich volkstümlich, nachdem Luther die Bauern so scharf bekämpft hatte, während in der Schweiz durch das Entgegenkommen Zwinglis in der Bauernfrage, durch die Organisation der Kirche von der freien demokratischen Stadtgemeinde aus, durch die Organisation der Stillstände in den Landgemeinden, überhaupt durch das starke Hervortreten des Gemeindeprinzips besonders in den paritätischen Gebieten der Schweiz, eine ganz andere Atmosphäre geschaffen wurde. Wie schon seit den Zeiten von Sempach und den Niederlagen der deutschen Städtebünde am Ende des 14. Jahrhunderts, so ging auch jetzt wieder die deutsche und die schweizerische Entwicklung auseinander. Einen einzigen kleinen Irrtum möchte ich berichtigen: Der Hauptmann der Zürcher 1529, Georg Berger, war nicht „Obervogt von Grüningen“ (S. 93), sondern Landvogt. Die Obervogteien des zürcherischen Stadtstaates müssen bekanntlich von den Landvogteien unterschieden werden. Professor Hans Hoffmann versteht es wundervoll, uns die Schönheiten, die Eigenheiten, die Fülle der Formen, des Lichtes, der Schattenwirkungen, die ganze Lebendigkeit der prachtvollen Plastik und der diesen Band schmückenden vorzüglichen Photographien wirklich sehen zu lehren.

Ich könnte mir keine schönere Geschichte der Zürcher Reformation geschrieben für jedermann denken.

In den Tagen, da wir diese Zeilen dem Drucke übergeben wollten, erhielten wir die neueste Publikation des Zwingli-Verlages zur Geschichte Zwinglis:

**Huldrych Zwingli**, seine Jugend, Schulzeit und Studentenjahre, 1484–1506. Von Prof. Dr. Oskar Farner. Zürich 1943, IV + 340 Seiten, mit Illustrationen im Text und 13 Tafeln auf Kunstdruckpapier.

In seinem großen Lutherwerk hatte Otto Scheel gezeigt, wie durch umfassende und sorgfältige Kombination der spätern Äußerungen des Reformators und der allgemeinen Nachrichten über seine Umwelt, über die Schule, die Universität, über die Lehrer und die von ihnen vertretenen Wissenschaften, über das Leben der Studenten an den Bursen usw. ein Bild der frühen Entwicklung des jungen Luther gewonnen werden kann. Damit war auch für die Zwingliforschung diese Aufgabe gestellt. Walther Köhler hat viel dafür getan und immer wieder auch andere darauf aufmerksam gemacht. Am wichtigsten war zunächst sein Neujahrsblatt über Zwinglis Bibliothek, dann sein Beitrag über Zwingli als Theologe in dem großen Gedächtniswerk von 1919, sein Buch „Zwinglis Geisteswelt“, schließlich seine Absicht, in der Zwingliausgabe des Corpus Reformatorum einen besondern Band, „Der junge Zwingli“, zu schaffen, worin er die Randglossen Zwinglis zu den von ihm gelesenen Büchern sammeln wollte. Davon sind schon fünf Lieferungen oder 400 Seiten erschienen, enthaltend die Randglossen Zwinglis zu den von ihm gelesenen Autoren in alphabetischer Reihenfolge bis zu Livius. Leider verzögert der Krieg auch die Fortsetzung dieses Teiles unserer großen Zwingliausgabe. Auch handelt es sich jetzt eigentlich nicht mehr um den „jungen Zwingli“, da alle von ihm zu verschiedenen Zeiten seines Lebens gelesenen Bücher berücksichtigt werden und es sehr schwer ist, die zuerst durch seine Hand gegangenen noch festzustellen. Die Bücher geben auch wenig Aufschluß über die Studentenzeit, da die meisten von Zwingli erst nach 1506, in der Glarner und Einsiedler Zeit, angeschafft

worden waren. Es bestand also die allgemeinere Aufgabe, alles Erdenkliche zu sammeln und zu prüfen, was überhaupt über die Entwicklung Zwinglis Aufschluß geben konnte. Wir können zum vorneherein sagen, daß Farner diese Aufgabe in persönlicher Hinsicht in prachtvoller Weise gelöst hat, während er darauf verzichtete, das eigentliche Studium, die Schulstube und den Schulstoff des Studenten Zwingli in der gleichen erschöpfenden Form neu zu bearbeiten, vielmehr sich im wesentlichen begnügte, die Köhlersche Darstellung wiederzugeben und einige Fragen neu zu beleuchten. Doch berichten wir zunächst, was wir hier alles gesenkt bekommen.

Farner beginnt mit der eingehenden Schilderung der Heimat des Reformators, Wildhaus, seines Geburtshauses, das wahrscheinlich ursprünglich das „Lisighaus“ — später der Name für eine Häusergruppe — selber war, nicht eine „Hütte“, wie man zeitweise sagte, sondern ein besonders stattliches Toggenburger Bergbauernhaus, lebten doch in ihm zwei Ammänner „zu dem Wildenhus und St. Johannerthal“, Heinrich Zwingli, mit größter Wahrscheinlichkeit der Großvater, und dann Uli Zwingli, der Vater des Reformators. Farner zeigt ebenfalls sehr überzeugend, daß die Mutter aus dem Geschlechte der Bruggmann stammte und in erster Ehe mit einem Meili verheiratet war. Geradezu verblüffend ist die Kunst des Verfassers, aus dem gesamten Schrifttum des Reformators Reminiszenzen zu entdecken, die uns, ohne daß es ihr Schreiber will, Eindrücke aus seiner Heimat und Jugendzeit verraten. Von Luthers Abendmahlsauffassung sagt er einmal, sie falle zu Boden „wie girstin Brot in der Milch“. Damit bestätigt uns Zwingli, was auch sonst aus der Landesgeschichte belegt ist, daß die Toggenburger ihr selbst gebackenes Gerstenbrot aßen. Besonders „aufschlußreiche Blicke in das Leben seiner Kindheit“ läßt uns Zwinglis Sprache tun. „Von Fisch- und Vogelfängern hat er gelernt, daß „die Visch und Vogel habend ir gewüsse Zyt und sind nit alle Zyt vähig (fangbar)“. Er hat wohl auch mit angesehen, wenn die Beute auf den Leim ging; das mag ihm einfallen, wenn er es mit dem unbelehrbaren Luther zu tun hat und von ihm sagt: „Nun so winde und wende sich, wie er welle, so wirt es im gon wie dem Häher im Kleb (an der Leimrute): ie meer derselb schryet, gwägget (quackt) und zabet, ie mee er klebt“ (S. 117). Stärker als die eigentlich kirchlichen Vorstellungen nahm der junge Gottsucher in der Natur, in der Schöpfungswelt Gottesgedanken in sich auf. Die Bilder, die er später bei der Erklärung der Schöpfungslehre und der göttlichen Vorsehung verwendete, sind unverkennbar aus der Bergheimat geschöpft. Die große Wärme des Heimatgefühls kommt im Abschnitt über den „kleinen Eidgenossen“ zur Geltung, wofür die greifbarsten Zeugnisse aus der Jugendgeschichte vorliegen: glühende Vaterlandsliebe, Stolz und Ehrgefühl, Bewußtsein der Freiheit eines Eidgenossen. Ich würde hier noch einmal auf Zwinglis Gedanken über den Adel des Bauernstandes, über die Ablehnung des unnütz gewordenen Feudaladels zurückkommen, da auch diese von Farner früher erzählten sozialen Erscheinungen und Eindrücke des jungen Zwingli ganz spezifisch schweizerisch sind.

Es bleibt völlig ungewiß, ob in der Berufswahl schon früh die Entscheidung für den Weg des Geistlichen gefallen war, oder ob zunächst einfach der geistig auffallend begabte Ammannssohn studieren sollte, wobei sich dann das Nähere zeigen würde. Auf alle Fälle hat Zwingli die Weihen zum Priester erst unmittelbar vor seinem Amtsantritt in Glarus empfangen. „Dennoch glauben wir den Tatsachen keinen Zwang anzutun, wenn wir zu behaupten wagen, daß das tiefste Motiv, das ihn hernach so urmächtig zum Erneuerer seines Volkes und seiner Kirche werden ließ, keimhaft schon in sein Knabenherz gesenkt war, die Frage



nämlich, wie dem Vaterland aus seiner Not zu helfen sei ... Er ist sich dessen bewußt gewesen, daß die Aktivierung seiner jungen Kräfte von diesem Zentrum aus geschah ..." (S. 149). Doch wir wollen dieses ganz herrliche Kapitel, ja das wichtigste und gewichtigste des Buches, nicht dem Leser vorwegnehmen.

Dann die Schule: Farner folgt Zwingli vom ersten Unterricht in Weesen bis zum Abschluß des Studiums in Basel im Herbst 1506. Auch hier verfolgt er das persönliche Schicksal aufs Sorgfältigste. Da es sich aber um ganz bestimmte Orte, Personen und Sachen handelt, können viel weniger als bisher dem Reformator unwillkürlich entschlüpfte Bilder und Bemerkungen als Belege verwendet werden, vielmehr sind die Äußerungen Zwinglis, die irgend etwas Genaueres über sein Studium verraten, sehr spärlich. So muß sich der gewissenhafte Biograph oft mit Vermutungen zufrieden geben. Das „Exclusus“ in der Wienermatrikel kann als Geschichtsfälschung oder aus politischen Umständen erklärt werden, sicheres läßt sich nicht gewinnen. Über die Form des Studiums gibt Farner erschöpfende Auskunft. Hoffentlich lernen nun die Schweizer Historiker an diesem so zentralen Beispiel, wie ein Scholar der mittelalterlichen Universität eben zuerst an der Artistenfakultät die Würde des magister artium erwerben mußte, bevor er an einer höhern Fakultät „Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie“ studieren konnte. Wie erwähnt, verzichtet aber Farner auf eine eingehende Schilderung des Stoffes, des Inhaltes dieses artistischen Studiums. Dafür sprechen meines Erachtens zwei gewichtige Gründe. Das Allgemeine darüber, das Normale, kann aus vielen andern Werken entnommen werden, wie z. B. aus Scheels Lutherwerk oder aus Hermelinks „Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation“, 1906, auf das Farner ausdrücklich verweist. Und wenn auch in stofflicher und formaler Hinsicht die in diesem Studium gelegte Grundlage für das Geistesleben Zwinglis dauernd wichtig geworden ist, so hat sich doch der Hauptinhalt des Denkens des Reformators schon in der Zeit nach dem Studium, in Glarus und Einsiedeln, und dann erst recht in der Zeit der Reformation in Zürich so sehr verändert, daß das mühselige Mutmaßen über den Inhalt der scholastischen Lehrbegriffe, die Zwingli in sich aufgenommen haben muß, einfach nicht mehr recht lohnend und notwendig erscheinen will. Demgegenüber ist tatsächlich der überzeugende Nachweis der Wurzel seines eidgenössischen Bewußtseins viel wichtiger. Und doch bleibt der Wissenschaft die Aufgabe gestellt, hier noch weiter zu bohren, wie Farner selber Seite 223 erklärt. Er selber steuert einen wertvollen Gesichtspunkt bei, indem er mit guten Gründen geltend macht, Zwingli könne wohl kaum zu einem Anhänger der einen oder der andern scholastischen Schulrichtung, der via antiqua oder der via moderna, gestempelt werden, da er auch hier, wie Wernle betont hatte, Eklektiker war, d. h. einer, der alles prüfte und das Gute behielt.

Trotzdem möchte ich den Wunsch aussprechen, es möge einmal in einem schweizerischen Buche, das recht viele Gebildete unseres Landes lesen werden, sorgfältig erzählt werden, welchen Lehr- und Gedankengang, welchen Inhalt und Stoff unsere großen Männer der Reformationszeit als Studenten in sich aufgenommen hatten, was sie denn eigentlich sachlich aus Aristoteles, aus den Kommentaren der großen scholastischen Lehrer, Thomas, Duns Scotus usw., gelernt hatten, welches Weltbild, welche Vorstellungen über die Erde, die Himmel, die Natur, den Menschen sie empfangen hatten und ihr Leben lang behielten. Eine solche Schilderung würde uns dann begreiflich machen, wie sehr sich seit der Aufklärung unser Weltbild und damit auch wesentliche Inhalte unseres Denkens gegenüber der Reformationszeit verändert haben. Schließlich kann uns doch nur die umständliche und mühselige Untersuchung der Schulgeschichte Zwinglis die Grundlage

für den Aufbau seiner Geisteswelt, besonders auch für seine Auseinandersetzung mit Luther geben.

Doch ist es sehr undankbar, angesichts des großen Geschenkes, das uns **Farner** beschert, schon wieder Wünsche zu äußern. Sie sollen nur zeigen, welchen Platz die so lebensnahe, warme und fesselnde Darstellung **Farners**, die als ein Kunstwerk des unmittelbar lebendigen Erzählens und zugleich minutiösen Forschens bezeichnet werden darf, in der Forschung einnimmt. Eine große Zwingligemeinde wird dem berufenen Interpreten und Kündler des „größten Eidgenossen, der je von den Bergen ins Tal gestiegen ist, eine bessere Eidgenossenschaft schaffen zu helfen“, von ganzem Herzen danken.

**Leo Jud**, Ulrich Zwinglis Kampfgenosse, 1482–1542. Von Dr. Leo Weisz, 1942, 143 S., mit 4 doppelseitigen Tafeln.

**Der junge Bullinger**, 1504–1531. Von Prof. Dr. Fritz Blanke, mit Bilderbeilage bearbeitet von Prof. Dr. Leo Weisz, 1942, 179 S., mit 8 doppelseitigen Tafeln.

Wir können nur noch kurz auf diese ebenso wertvollen Darstellungen hinweisen. In der Geschichte **Leo Juds** dürfte vor allem die auch in unserer Zeitschrift ausführlich dargestellte Übersetzertätigkeit interessieren, wodurch **Jud** geradezu zum Bindeglied zwischen Humanismus und Reformation wird, ja, wie **Leo Weisz** mit guten Gründen zeigen kann, zum Bahnbrecher wichtigster Erkenntnisse, indem **Jud** höchstwahrscheinlich den Defensor *Pacis* des *Marsiglio* von Padua herausgegeben hat, jene Schrift aus dem 14. Jahrhundert, die in unerhört kritischer und freimütiger Weise das Problem Kirche und Staat behandelt hatte. Origenes sollte nicht Origines genannt werden (S. 12). Sehr anschaulich erzählt **Weisz** die Wirksamkeit **Juds** „Mit Zwingli in Zürich“. Gewiß war **Jud** ein „führendes“ Mitglied des Ehegerichtes, er führte aber den Vorsitz nur turnusgemäß neben den andern Eherichtern. Sehr störend ist der Druckfehler Seite 49, wonach die Messe an Ostern 1523, statt 1525, abgeschafft und durch das Abendmahl ersetzt worden sei. Auch passiert dem Verlag das Mißgeschick, das Zürcher Zwingliporträt von **Hans Asper** nach Winterthur zu versetzen. Die große Stunde **Juds** war und bleibt die Zeit nach der Schlacht bei Kappel. Für mich bestehen keine Zweifel mehr, daß Zürich eine schwere Krisis durchgemacht hat. **Leo** hielt stand. Es ist diese völlig feste, völlig einfache, völlig entschlossene Haltung, die allein in solchen Stunden des drohenden Zusammenbruches die Rettung bringen kann: Hier stehe ich, ich kann nicht anderst, Gott helfe mir! Die ja auch für **Luther** legendären Worte haben hier bei **Jud** ihren nie mißzuverstehenden symbolischen Wert. **Jud** hielt stand gegen die Gegner der Reformation, er hielt stand gegen diejenigen, die die Kirche unter die Vormundschaft des Staates stellen wollten, er wahrte schließlich dem Verkünder des Gotteswortes das Recht der Kritik. Damit hat er dem Werk **Zwinglis**, der Zürcher Kirche, ja dem Zürcher Volk und Staat den größten Dienst geleistet.

An seine Seite trat der junge **Bullinger**, dessen Lebensgeschichte bis zu diesem Zeitpunkt **Fritz Blanke** in derselben Gründlichkeit erzählt, wie **Farner** diejenige **Zwinglis**. Wir erhalten hier die eingehendste Schilderung der Lateinschulen jener Zeit, wie sie vor dem Universitätsstudium von den jungen Leuten besucht werden mußten, besonders derjenigen zu **Emmerich**, die zu den vom humanistischen Geiste erfüllten „reformierten“ Schulen gehörte. Auch **Blanke** verzichtet, wie **Farner**, auf eine auf den Inhalt eingehende Schilderung des normalen artistischen Studiums **Bullingers** in Köln, betont dagegen den wachsenden Einfluß des Humanismus

auf die geistige Entwicklung des jungen Schweizers. Dann folgen wir dem durch eifrige Lutherlektüre zum Anhänger der Reformation gewordenen Lehrer nach Kappel und wieder zurück nach Bremgarten bis zur Übersiedelung nach Zürich. Auch Blanke bespricht die Krisis in Zürich nach der Schlacht bei Kappel. Wenn ich ihm auch recht geben möchte, daß die Zahl der Leute, die zum katholischen Glauben zurückkehren wollten, nicht so groß war, wie es in der Schilderung des Chronisten Stumpf den Anschein hat, so habe ich doch andererseits den Eindruck, daß Stumpf nicht zu schwarz gemalt hat. Das Leben Juds und anderer Freunde Zwinglis erscheint so gefährdet, daß man sich fragen muß, ob nicht die Gegner der Reformation recht weit hätten vorstoßen können, wenn es ihnen gelungen wäre, die berufenen Wortverkündiger zu beseitigen. War in der Mittelpartei, die zwar an der Reformation festhalten wollte, die aber Zwinglis Politik ablehnte, wirklich „der Wille zur Reformation“ so „unerschütter“, daß ihre Vertreter ebenso entschlossen wie Leo Jud bereit gewesen wären, ihr Leben dafür hinzugeben? Blanke erwähnt später (S. 152) selber eine Briefstelle des Myconius, worin dieser sagte, „wie eingeschüchert und feige die Zürcher seit dem unglücklichen Friedensschluß geworden seien“, und erklärt, „Bullinger war in Zürich einer der ganz wenigen, die sich von der allgemeinen Mutlosigkeit nicht anstecken ließen“. So trat der Pfarrerssohn aus Bremgarten an der Seite Leo Juds für die Freiheit der evangelischen Verkündigung und das Recht der Kritik an den Fehlern der Bürgerschaft und der Obrigkeit vom Gottesworte aus ein und setzte damit das Werk Zwinglis zum Wohle Zürichs und der Eidgenossenschaft fort.

#### **Quellen und Studien zur Geschichte der Helvetischen Kirche.**

Auf den ersten und den zweiten Band: „Johann Stumpf, Chronica vom Leben und Wirken des Ulrich Zwingli, hg. von Leo Weisz, 1932“, und „Bernhard Sprüngli, Beschreibung der Kappelerkriege, hg. von Leo Weisz, 1932“, hatten wir in Band V der „Zwingliana“, Seite 458, hingewiesen, ebenso auf Band 7: „Paul Boesch, Geschichte der evangelisch-toggenburgischen Stipendien-Stiftung, 1933“, in „Zwingliana“ Band VII, Seite 333. — Dagegen möchten wir hier noch nennen:

**Das Zweite Helvetische Bekenntnis** — Confessio Helvetica posterior — verfaßt von Heinrich Bullinger, und erstmals erschienen im Jahre 1566 als Bekenntnis der schweizerischen reformierten Kirchen. Ins Deutsche übertragen und mit einer Darstellung seiner Geschichte, sowie mit Registern herausgegeben von Rudolf Zimmermann und Walter Hildebrandt (in der genannten Sammlung Band 3, 1936).

Dasselbe ohne die geschichtliche Einleitung als Volksausgabe und als Band 4 der genannten Sammlung 1938 erschienen, dazu aber als Band 5:

**Bedeutung und Geschichte des Zweiten Helvetischen Bekenntnisses** von Walter Hildebrandt und Rudolf Zimmermann, 1938.

Mit Recht betonen die Herausgeber die Bedeutung des zweiten Helvetischen Bekenntnisses als ein „wirkliches Gemeingut der gesamten reformierten Kirche“ und rechtfertigen damit die Neuausgabe eines deutschen Textes. Sie erzählen dann umsichtig, wie dieses Bekenntnis als eine „Selbstprüfung Bullingers und Darstellung seines Glaubens“ entstanden war, erklären seine Bedeutung und seinen Inhalt und berichten über seine Annahme und Geltung in der Schweiz wie auch im reformierten Ausland, in Frankreich, in Schottland, in Polen und Ungarn.

Mit Blankes „jungem Bullinger“ und mit der Neuausgabe dieser Bekenntnisschrift besitzen wir nun gleichsam die beiden Brückenpfeiler des Lebensbogens

Bullingers. Die gegenwärtig vom Zwingli-Verein mit eidgenössischer Hilfe durchgeführte Registrierung und weitere Bearbeitung der von Traugott Schieß begonnenen Sammlung des Bullinger-Briefwechsels, über die wir bald einmal gesondert berichten werden, wird hoffentlich weiteren Publikationen den Weg bahnen.

L. v. M.

Der **Zwingli-Kalender 1944**, herausgegeben von einem Kreis zürcherischer Pfarrer, verlegt bei Friedr. Reinhardt in Basel, erfreut durch seine gewohnte Reichhaltigkeit an besinnlichen und an erzählend-unterhaltenden Beiträgen.

L. v. M.

Paul Wernle: **Der schweizerische Protestantismus in der Zeit der Helvetik, 1798—1803**. Zweiter Teil: Der Abstieg der Revolution in der Eidgenossenschaft. — Max Niehans Verlag Zürich und Leipzig, 1942, 436 Seiten<sup>1</sup>.

Der Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft hatte auch das protestantische Staatskirchentum mit sich gerissen. Die Forderung der französischen Revolution nach einem religionslosen Staate aufnehmend, versuchte die Helvetik in ihrer ersten Periode (von Wernle im ersten Bande, erschienen 1938, dargestellt) Staat und Kirche völlig zu trennen. Wenn indessen in der Zeit des Abstieges der Revolution bald wieder eine rückläufige Bewegung einsetzte, so lag der Grund dafür einerseits in der starken Verwurzelung der Kirche im Volke, andererseits aber in der mannhafte Haltung des für die Sache des christlichen Glaubens unentwegt eintretenden Ministers Stapfer, wohl der bedeutendsten politischen Persönlichkeit der Helvetik. Weder auf wirtschaftlichem und politischem, noch auf kirchlichem Gebiet gelang der Versuch einer Neuordnung der Eidgenossenschaft nach ausländischem Vorbild. Das Schweizervolk war innerlich doch zu stark, als daß das Land zu einem Vasallenstaat einer Großmacht hätte erniedrigt werden können. In kluger realpolitischer Beurteilung der tatsächlichen Lage griff dann Bonaparte selber ein, um durch die Vermittlungsaktion von 1803 den endlosen Wirren — ein Staatsstreich folgte dem andern — ein Ende zu bereiten. Damit war ein wichtiger Schritt nach vorwärts getan, wenn die Eidgenossenschaft dadurch auch noch nicht die Staatsform erhalten hatte, welche den Ausgleich zwischen Föderalismus und Unitarismus schuf.

In dem vorliegenden zweiten Band seiner helvetischen Kirchengeschichte beschreibt Paul Wernle die staatlichen und kirchlichen Geschehnisse während der zweiten Hälfte der Helvetik, die durch das Hervortreten der konservativen Kräfte gekennzeichnet sind. Ernst Staehelin erinnert im kurzen Vorworte daran, daß der um die kirchengeschichtliche Forschung hochverdiente Verfasser am 11. April 1939 abberufen worden war und die Herausgabe des Bandes nicht mehr miterlebte. Staehelin, Knittel, Farner und v. Muralt bereinigten den Text für die Drucklegung. Der Band enthält die Hauptabschnitte 10 bis 16: Bonaparte als Erster Konsul und die Schaffung der helvetischen Staatskirche — Der Zerfall der Helvetik — Die Epoche der gegenseitig sich überstürzenden und sich aufhebenden Staatsverfassungen — Das Schicksal der kirchlichen Institutionen seit dem Beschluß des Vollziehungsausschusses vom 22. Januar 1800 — Vom dritten bis zum vierten Staatsstreich — Der Zusammenbruch der Helvetik: Vom vierten Staatsstreich bis zum Bürgerkrieg — Der Ausklang der Helvetik: Bonapartes Mediationsakte. — Eine Rückschau auf die Zeit der Helvetik beschließt die Darstellung. Als wertvolle Zugabe steht dem Leser am Schlusse ein beide Bände umfassendes Personen-, Orts- und Sachregister zur Verfügung.

<sup>1</sup> Vgl. die Besprechung des I. Teiles in *Zwingliana* 1939, Nr. 2, in diesem Bande S. 130—133.